

IV. Abschluss

Stefan Immerfall

Wer zu früh kommt ... wird manchmal doch nicht bestraft

Verwaltungswissenschaft statt Kritische Theorie

Michail Gorbatschow wird der Satz zugeschrieben: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Das mag in weltpolitischen Zusammenhängen zutreffen; im wirtschaftlichen, wie im öffentlichen Leben trifft indes oft das Gegenteil zu. Häufig unterschätzen Erfinder und Wirtschaftspioniere die Hürden, bis eine Idee Marktreife hat. Es sind nicht selten die Nachahmer, die die Früchte einer Innovation ernten. Auch in der Politik bleibt eine Idee, deren Zeit noch nicht gekommen ist, oft ungehört.

Es gilt also auch manchmal der Satz: wer zu früh kommt, den bestraft das Leben. Jörg Bogumils und meine Diplomarbeit stellt ein bescheidenes Beispiel hierfür dar. Wir haben uns einerseits viel zu viel vorgenommen, andererseits einigen der durchaus neuen Ideen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sie daher nicht sorgfältig genug ausgearbeitet. Am Ende ist es dann aber doch – was unsere wissenschaftlichen Karrieren betrifft – gut ausgegangen.

Wir kamen beide 1980 an die Ruhr-Universität Bochum – Jörg aus dem Norden, ich aus dem Süden –, weil uns das Versprechen einer interdisziplinären Sozialwissenschaft anzog. Sozialwissenschaft(en) als Studiengang gab es damals nur an fünf, sechs Universitäten. Bei dem Versprechen der Interdisziplinarität ist es im Studienverlauf dann überwiegend geblieben, denn letztlich mussten die Studierenden die Verbindung zwischen den soziologischen, politik- und wirtschaftswissenschaftlichen Angeboten meist selbst herstellen. Vielleicht ist das heute anders.

Im Gegensatz zu vielen unserer Kommilitonen fanden wir Statistik und Methodenlehre anziehend. Mit Hilfe von Prof. Werner Voß vom Lehrstuhl für empirische Sozialforschung konnten wir noch im Studium eine kleine empirische Befragung zu Zukunftsangst im lokalen Kontext auf die Beine stellen. Zukunftsangst war damals, in den 1980er Jahren zu Zeiten intensiven Wettrüstens von Ost und West, in aller Munde. Kaum vorstellbar heute, dass für die statistische Auswertung der Befragung damals noch Kenntnisse einer Programmiersprache wie Fortran erforderlich waren. Im Ergebnis zeigte sich: Bochums Bürger hatten

überwiegend weder Angst vor der Zukunft noch vor dem Atomtod. Das ist eben das Schöne an der empirischen Sozialforschung: Empirie kann den eigenen Annahmen und Vorurteilen widersprechen (so man sie lässt).

Bei einem dankenswert weiter geduldigen Prof. Voß schrieben Jörg und ich dann gemeinsam auch unsere Diplomarbeit: „Vorempirische Aspekte der Sozialforschung“, so der leicht überkandidelte Titel. Wir nahmen uns nichts weniger vor, als die zentralen Annahmen herauszuarbeiten, derer sich alle wichtigen Ansätze der empirischen Sozialforschung durchgängig bedienen müssen, um zu ihren Erkenntnissen zu gelangen. Als die vier wichtigsten Ansätze betrachteten wir den Mainstream der quantitativen Sozialforschung (analytisch-nomologische Sozialforschung), die marxistisch-leninistische Sozialforschung, die qualitative Sozialforschung und die Frankfurter Schule.

In Wahrheit war unser Vergleich von vornherein gezinkt. So richtig ernst genommen haben wir die marxistisch-leninistische Erkenntnistheorie à la DDR nicht. Wir haben sie einfach nur der Vollständigkeit halber mit aufgenommen. Und mit dieser Einschätzung lagen wir wohl nicht ganz falsch. Wo sie für die empirische Forschungspraxis praktisch wurde – wie z. B. in dem didaktisch gut aufbereiteten Lehrbuch von Clauss & Ebner (1971) – folgte sie im Grunde dem allgemeinen Modell wissenschaftlicher Erklärungen; ansonsten waren die erkenntnistheoretischen Schriften mit den Zitaten der marxistisch-leninistischen Klassiker gewürzt. Je nach Jahrgang mit oder ohne Stalin. Es sollte aber nicht vergessen werden, dass es dieser Strömung ungeachtet ihres bescheidenen wissenschaftlichen Nährwerts gelang, aufgrund ihrer organisatorischen Schlagkraft auch an westdeutschen Universitäten zeitweise einen gewissen Einfluss zu erlangen (Sahner 1982).

Mehr Sympathie brachten wir der qualitativen Sozialforschung entgegen. Wir hoben ihre berechtigte Kritik an einem physikalischen Verständnis der sozialen Welt hervor, welche die Unterschiede zwischen dem sozialwissenschaftlichen gegenüber dem naturwissenschaftlichen Vorgehen unterschlage. Zu der damaligen Zeit (1983) waren die Ansätze von Anselm Strauss, Barney Glaser, Herbert Blumer, Howard Schwartz und Jerry Jacobs, vor allem natürlich von Erving Goffman und Harold Garfinkel in der Methodenausbildung in Deutschland noch kaum vertreten. Erst allmählich erschienen hierzu die ersten Lehrbücher. Mit der Erweiterung der einschlägigen Abschnitte unserer Diplomarbeit zu einem Lehrbuch der Methoden des interpretativen Paradigmas wären wir also früh auf dem wissenschaftlichen Buchmarkt gewesen. Dem stand unser (zu großer) Anspruch entgegen, eine umfassende Verbindung der verschiedenen Methodenansätze zu entwickeln. Immerhin konnten wir – nach Fürsprache von Jürgen

Ritsert, den wir in Frankfurt kennengelernt, mehrfach besucht und unsere Arbeit besprochen hatten – unsere Diplomarbeit beim Campus-Verlag publizieren (Bogumil/Immerfall 1985).

Unserer politischen Einstellung gemäß galten die wissenschaftlichen Sympathien quasi „natürlich“ der Kritischen Theorie eines Max Horkheimers und Theodor W. Adornos (aber auch Leo Löwenthal, Erich Fromm, Herbert Marcuse und Friedrich Pollock) und ihrem Programm einer aufklärerischen Gesellschaftstheorie. Das brachte gewisse Schwierigkeiten mit sich, da ihre Hauptvertreter nach der Rückkehr aus dem Exil nach Frankfurt selbst kaum noch empirisch forschten. Nach Wolfgang Bonß waren sie zu einer veränderten Beurteilung der empirischen Sozialforschung gekommen: In der total verwalteten Welt glaubten sie, nur im „ideologiekritisch defensiven Duktus“ überleben zu können. Dies führte sie weg von der „materialistischen“ und hin zu einer „resignativen Sozialforschung“ (ebd.: 73 und Fn.51).

Wir haben uns daher zum einen auf die gesellschaftsdiagnostischen Aussagen der Frankfurter Rückkehrer nach dem 2. Weltkrieg konzentriert. Trotz aller Kritik an der demokratischen Verfasstheit wollten sie – nicht zuletzt mit ihren Radiobeiträgen – dazu beitragen, dass die Demokratie in Deutschland diesmal Fuß fasst (s. v. a. Adorno 1977). Heute haben die Überlegungen von Horkheimer und Adorno zu den Voraussetzungen rechtsradikaler Bewegungen und zu den Ambivalenzen des wirtschaftlich-technischen Fortschritts neue Aktualität bekommen (vgl. u. a. Clemens et al. 2022).

Zum anderen haben wir uns auf die intensive und nicht zuletzt imponierend interdisziplinäre, empirische Forschung des Frankfurter Instituts in der Zwischenkriegszeit konzentriert. Nachdrücklich beeindruckt hat uns, dass empirische Sozialforschung buchstäblich Leben retten kann. Dies bezieht sich auf die – insbesondere von Erich Fromm konzipierte – Arbeiter- und Angestellten-Erhebung im Schatten der Wahlerfolge der Hitlerpartei (Bogumil/Immerfall 1985: 85). Die Untersuchung sollte den Zusammenhang zwischen psychischen Strukturen, Weltanschauung und objektiver Lage von qualifizierten Arbeitern und Angestellten erhellen. Zwischen 1929 und 1931 wurden 3300 Fragebögen verteilt, wovon 1100 ausgefüllt zurückkamen. Der 271 Posten umfassende Fragebogen bezog sich auf politische Einstellungen, allgemeine Orientierungen gegenüber Familie, Autorität und Kultur, auf Freizeitverwendung, sowie auf die objektive soziale Lage. Die auf dem Proletariat liegenden Hoffnungen mussten nach der Analyse des empirischen Materials fallen gelassen werden. Leo Löwenthal erinnert sich:

„Als wir das Resultat bekamen, das war wohl Anfang 1931, da ist uns das Herz in die Hose gefallen. Denn auf der ideologischen Oberfläche waren diese guten

Sozialdemokraten und linken Zentrumswähler alle sehr liberal und republikanisch, aber auf einer tieferen, psychologischen Stufe war der größte Teil ganz autoritär, mit Bewunderung für Bismarck und strenge Erziehung und die „Frau gehört ins Haus“ und so weiter – was Sie wollen. Das war also ganz grauvoll, was sich da gezeigt hat. [...] Wir haben also ganz bewusst eine Politik der Emigration betrieben, einige Jahre bevor irgendein Mensch daran gedacht hat.“ (zitiert nach Greffrath 1979: 208 ff.)

Jörg und ich zählen als Angehörige der geburtenstarken Jahrgänge zwischen Mitte der 1950er und der 1960er Jahre zu den Baby-Boomern, auch durchaus abschätzig „Boomer“ genannt. Zwar stimmt eine Alterskohorte nie in ihren Persönlichkeitsmerkmalen überein, und nur selten lassen sich Einstellungen durch ein Geburtsjahr erklären (Schröder 2018). Dennoch kann ein Rückblick auf die „Boomerzeit“ doch erhellend oder zumindest amüsant sein (Bude 2024). Vor allem aber macht sie die Bedeutung der Demographie deutlich – was mir viel später erst Stefan Hradil vermittelt hat (Hradil/Immerfall 1997). Denn zunächst einmal waren wir viele. Im universitären Milieu hat sich die demographische Überfüllung durch die Bildungsexpansion zusätzlich verstärkt. Wir selbst waren beide Bildungsaufsteiger: Jörg stammt aus einer Facharbeiterfamilie, ich aus dem kleinbäuerlichen Milieu. Die Ruhr-Universität, selbst eine, wenn auch äußerlich wenig ansehnliche, Reformuniversität, zog besonders viele Erst-Studierende an. Ich erinnere, dass wir einige Tricks anwandten, um überfüllte Seminare auf ein Arbeitsniveau zu verkleinern. So schickten wir zum Referieren für eine der ersten Sitzungen einen Kommilitonen vor, von dem wir wussten, dass er zwar hochkompetent, aber auch ausufernd und langatmig vortragen würde. Die nächsten Sitzungen schrumpften daraufhin zuverlässig auf eine angenehme Seminargröße.

Am Ende hatten es die Boomer gut, wie Gustav Seibt lakonisch anmerkt: „Den Übergang von der Industriemoderne des Wirtschaftswunders in die Konsum- und Selbstverwirklichungsgesellschaft haben sie gut genutzt, allerdings um den ungeheuerlichen Preis eines gewaltigen gestiegenen Naturverbrauchs“ (Seibt 2024). Doch das war seinerzeit noch nicht absehbar. Von drohenden Katastrophen – Atomtod, Smogalarm, Waldsterben, Wettrüsten – war aber zu unserer Studienzeit schon die Rede. Die Arbeitslosenquote stieg zwischen 1974 und 1985 von 4,2 auf 9,3 Prozent. Die Aussichten auf eine Karriere in der Wissenschaft waren denkbar schlecht: Der Universitätsaus- und Neubau war weitgehend abgeschlossen, die Professuren besetzt. Überhaupt sollte der öffentliche Dienst im Zuge der in Mode kommenden angebotsorientierten Wirtschaftspolitik eher ab- als ausgebaut werden. Jörg und ich versuchten Vorkehrungen zu treffen, um als selbstständige Sozialforscher zu reüssieren, indem wir eine (kurzlebige) Unternehmung für empirische Forschung gründeten.

Trotz dieser schlechten Aussichten auf dem Arbeitsmarkt blickten wir damals (und wohl die meisten unsern Kommilitoninnen und Kommilitonen) meiner Erinnerung nach positiv in die Zukunft. Unser persönlicher Fortschrittsglaube hatte sich ja bereits in der Wahl des Studienfaches niedergeschlagen. Wir glaubten – und ich denke, ein Stück weit glauben wir das immer noch –, dass sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zu einer besseren Gesellschaft beitragen können. Trotz aller Krisenerscheinungen blickten junge Menschen in den 1980er Jahren, gerade solche, die sich – wie wir – dem linken Spektrum zuordneten, wohl generell deutlich positiver in die Zukunft als ihre Altersgenossinnen und -genossen heute. Heute gilt umgekehrt, dass trotz Arbeitskräftemangel nur eine Minderheit optimistisch in die Zukunft blickt. Besonders pessimistisch sind junge Menschen (AXA Group 2024). Ausgerechnet die selbsternannte Fortschrittskoalition konnte keine Aufbruchstimmung vermitteln, wofür nicht nur die äußeren Umstände verantwortlich gemacht werden können.

„Wir haben zunehmend eine Fortschrittsgesellschaft ohne Fortschrittsglauben,“ warnt Andreas Reckwitz im Handelsblatt (Jakobs/Reckwitz 2023). Wird eine auf wirtschaftlichen Fortschritt gebürtete Gesellschaft politisch instabil, wenn die Mehrheit nicht mehr glaubt, dass es wenigstens ihren Kindern besser gehen wird? Und damit sind wir wieder bei Adorno und Horkheimer, die bei aller Kritik an der bürgerlich-liberalen Demokratie doch auch ihre Brüchigkeit fürchteten.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1977): *Kulturkritik und Gesellschaft II. Gesammelte Schriften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- AXA Group (2024): *Mind Your Health in The Workplace. 2024 Mind health report*. Fourth Edition. Köln. <https://www.axa.com/en/press/publications/mind-health-report-2024>.
- Bogumil, Jörg/Immerfall, Stefan (1985): *Wahrnehmungsweisen empirischer Sozialforschung. Zum (Selbst-) Verständnis des sozialwissenschaftlichen Erfahrungsprozesses*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bude, Heinz (2024): *Abschied von den Boomern*. München: Carl Hanser.
- Clauss, Günter/Ebner, Heinz (1971): *Grundlagen der Statistik für Psychologen, Pädagogen und Soziologen*. Berlin (Ost): Verlag Volk u. Wissen.
- Clemens, Manuel/Päthe, Thorben/Petersdorff, Marc (Hrsg.) (2022): *Die Wiederkehr des autoritären Charakters. Transatlantische Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Greffrath, Mathias (1979): *Die Zerstörung einer Zukunft: Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Hradil, Stefan/Immerfall, Stefan (Hrsg.) (1997): *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich.* Opladen: Leske + Budrich.
- Jakobs, Hans-Jürgen/Reckwitz, Andreas (2023): Soziologe Reckwitz: „Populismus ist Verlustunternehmertum“. *Handelsblatt*, 05.08.2023.
- Sahner, Heinz (1982): *Theorie und Forschung. Zur paradigmatischen Struktur der westdeutschen Soziologie und zu ihrem Einfluß auf die Forschung.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schröder, Martin (2018): Der Generationenmythos. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 70 (3): 469–494.
- Seibt, Gustav (2024): Da war noch was. *Süddeutsche Zeitung*, 2024 (27.01.2024), 15.